

KAPITEL

1

Omar Jussuf, ein Lehrer, der die bedauernswerten Kinder aus dem Flüchtlingslager Dehaischa in Geschichte unterrichtete, ging steifbeinig die gewundene Straße hinauf und an den grauen Steinhäusern vorbei, die während der Türkenzeit am Rande von Beit Jala erbaut worden waren. Der Abendwind war stärker geworden, und er blieb stehen, zog einen Kamm aus der Brusttasche seines Tweedjackets und versuchte, die weißen Haarsträhnen zu bändigen, die er sorgfältig über seine Glatze zu legen pflegte. Im orangefarbenen Licht einer summenden Straßenlaterne blickte er auf seine feinen braunen Schuhe und ärgerte sich über den Staub, der sich darauf abgelagert hatte, während er Bethlehem hinter sich ließ und mit unsicheren Schritten dem holperigen Gehweg am Straßenrand folgte.

Ein bewaffneter Wachtposten, der in der Dunkelheit an der Ecke der nächsten Querstraße stand, hustete und spuckte Schleim aus. Der Auswurf landete genau auf der Grenze zwischen Licht und Dunkel, und es schien, als hätte der Mann extra vor dem Lehrer ausgespuckt. Omar Jussuf unterdrückte den Drang, dem Wachtposten sein ungehobeltes Benehmen vorzuhalten, wie er es bei einer seiner Schülerinnen an der Mädchenschule der United Nations Relief and Works Agency getan hätte. Der junge Flegel war im nächtlichen Dunkel nicht zu erkennen, aber seine Umrisse waren für Omar Jussuf so deutlich sichtbar

wie am helllichten Tag, und er wusste, dass solche Beleidigungen zum täglichen Geschäft dieser Leute gehörten. Er strich ein letztes Mal erfolglos und mit leicht zitternder Hand über sein windzerzaustes Haar, warf noch einen bedauernden Blick auf seine Schuhe und trat in die Dunkelheit hinaus.

Als die Straße in einen kleinen Platz mündete, blieb Omar Jussuf stehen, um Atem zu holen. Auf der anderen Straßenseite lag der Griechisch-Orthodoxe Club. Die dicken Steinmauern waren von hohen Bogenfenstern durchbrochen, die mit konzentrisch verlaufenden Linien verziert waren und gerade hoch genug lagen, dass man nicht hineinsehen konnte, als sollte das Gebäude gleichzeitig als Festung dienen. Ein Relief schmückte das Bogenfeld über der Tür. Das Restaurant, zu dem sie führte, war still und dunkel. Das Licht der spärlichen Wandleuchten verlor sich in den hohen Deckengewölben und tauchte die rot karierten Tischdecken in ein blasses, honigfarbenes Gelb. Der einzige Gast saß an einem Ecktisch unter einem Porträt längst verstorbener Würdenträger des Dorfes, alle mit Fez und den für frühe Fotografien typischen leeren Augen. Omar Jussuf nickte dem lustlosen Kellner zu, der sich halb von seinem Sitz erhoben hatte, bedeutete ihm, er solle sich nicht bemühen, und begab sich zu dem Tisch, an dem George Saba saß.

«Hatten Sie auf dem Weg hierherauf Probleme mit den Wachtposten der Märtyrerbrigaden, Abu Ramis?», fragte Saba. Er wählte die Anrede *Abu* – Vater – und den Namen des ältesten Sohnes Omar Jussufs, eine besondere Mischung aus Respekt und Vertraulichkeit.

«Nur ein Rüpel, der mir fast auf meinen Schuh gespuckt hätte», sagte Omar Jussuf. Er lächelte finster. «Aber nie-

mand hat sich mir gegenüber als großer Held aufspielen wollen. Anscheinend waren heute nicht viele von ihnen unterwegs.»

«Das ist schlecht. Das bedeutet, dass sie mit Ärger rechnen.» George lachte. «Sie wissen ja, diese großen Kämpfer für die palästinensische Freiheit sind immer die Ersten, die sich aus dem Staub machen, wenn die Israelis kommen.»

George Saba war Mitte dreißig. Er war ebenso groß, zerknittert und linkisch wie Omar Jussuf klein, ordentlich und bestimmt war. Sein dichtes Haar war an den Schläfen grau meliert und reichte bis zu seinen kräftigen, breiten Augenbrauen. Es war kalt im Restaurant, und er trug ein dickes, kariertes Hemd und einen alten blauen Anorak, dessen Reißverschluss bis zu seinem runden Bauch geöffnet war. Omar Jussuf war stolz auf diesen ehemaligen Schüler, einen seiner ersten. Nicht weil George in seinem Leben besonders erfolgreich war, sondern wegen seiner Rechtschaffenheit und seines Berufes, bei dem er das anwandte, was er bei Omar Jussuf gelernt hatte: George Saba handelte mit Antiquitäten. Er kaufte die Hinterlassenschaften einer, wie er glaubte, besseren Zeit, entlockte dem arabischen und persischen Holz seinen ursprünglichen warmen Glanz, ersetzte die fehlenden Teilchen syrischer Perlmutter-Intarsien und verkaufte sie vorwiegend an Israelis, die auf dem Weg zu den Siedlungen an seinem Laden vorbeikamen.

«Ich habe heute ein bisschen in der schönen alten Bibel gelesen, die Sie mir geschenkt haben, Abu Ramis», sagte George Saba.

«Ja, ein schönes Buch», sagte Omar Jussuf.

Sie lächelten sich an. Bevor Omar an die UNO-Schule

wechselte, hatte er am Gymnasium der Frères de St. John de la Salle in Bethlehem unterrichtet. Dort war George Saba einer seiner besten Schüler gewesen. Als er sein *Baccalaureate* bestand, hatte Omar Jussuf ihm eine in schwarzes genopptes Leder gebundene Bibel geschenkt, ein Geschenk, das sein geliebter Vater noch zur Zeit des Osmanischen Reiches von einem Priester in Jerusalem bekommen hatte. Die Bibel, eine arabische Übersetzung, war schon damals alt gewesen. Omar Jussufs Vater hatte sich eines Tages im Haus eines türkischen Beys mit dem Priester angefreundet. Damals hatte man es noch nicht seltsam oder befremdlich gefunden, dass ein römisch-katholischer Priester aus dem Patriarchat am Jaffator in Jerusalem und ein muslimischer Muchtar aus einem inmitten von Olivenhainen südlich der Stadt gelegenen Dorfs Freundschaft schließen. Als Omar Jussuf aber die Bibel an George Saba weiterschenkte, lebten Muslime und Christen bereits streng voneinander getrennt, und es herrschte eine gewisse Abneigung zwischen ihnen.

Inzwischen war es noch schlimmer geworden.

«Sehen Sie, es geht mir gar nicht darum, was in diesem Buch geschrieben steht. Weiß der Himmel, um wie viel glücklicher unsere leidgeprüfte kleine Stadt wäre, wenn es keine Bibel und keinen Koran gäbe! Wenn der berühmte Stern den Weisen aus dem Morgenland – sagen wir – über Bagdad statt über Bethlehem geleuchtet hätte, wäre das Leben hier sehr viel leichter», erklärte Saba. «Es ist nur so, dass mich diese Bibel an all das erinnert, was Sie für mich getan haben.»

Omar Jussuf schenkte sich aus einer großen Plastikflasche Mineralwasser ein. Seine dunkelbraunen Augen glänzten plötzlich vor Rührung. Gedanken an die Vergan-

genheit überwältigten und berührten ihn zutiefst: diese alte Bibel, deren dünne Seiten fleckig und abgenutzt waren vom Eifer der gelehrten Männer, die sie ehrfürchtig berührt hatten; die Erinnerung an seinen Vater, der seit dreißig Jahren tot war; und dieser Junge, der mit seiner Hilfe zu einem Mann geworden war und nun vor ihm saß. Er sah liebevoll zu ihm auf, und während George einen gemischten Salat und eine Grillplatte bestellte, wischte er sich heimlich über die Augen.

Sie aßen in stiller Freundschaft, bis das Fleisch verzehrt und ein Teller Baklawa aufgegessen war. Der Kellner brachte Tee für George und eine kleine Tasse bitteren, starken Kaffee für Omar.

«Als ich nach Chile auswanderte, habe ich Ihre Bibel immer bei mir getragen», brach George das Schweigen.

Die Christen aus Georges Dorf Beit Jala waren einer frühen Gruppe von Emigranten nach Chile gefolgt und hatten dort eine große Siedlung gegründet. Die Sicherheit, in der ihre Verwandten in Santiago lebten, wo die Mehrheit der Bevölkerung ihre Religion teilte, übte eine stetig steigende Anziehungskraft auf die anderen daheim aus, die den zunehmenden Abscheu der Muslime vor ihrem Glauben immer stärker zu spüren bekamen.

In Santiago hatte George Möbel verkauft, die er über einen Vetter importierte, der wiederum eine Werkstatt in Bab Tuma in Damaskus besaß: raffinierte, kompakte Spiel-tische mit Brettern für Backgammon und Schach und mit grünem Filzbelag zum Kartenspielen, große Schreibtische mit Intarsien für die neuerdings reichen Weinproduzenten im Land sowie Plaketten mit den arabischen und spanischen Wörtern für Frieden. In Chile hatte er Sofia geheiratet, die Tochter eines palästinensischen Christen. Sie

war dort glücklich gewesen, aber George hatte sich nach seinem alten Vater Habib gesehnt und Sofia nach und nach davon überzeugt, dass nun Frieden in Beit Jala herrsche und sie zurückkehren könnten. Er gab zu, dass er sich, was den Frieden anging, geirrt hatte, aber er war dennoch glücklich, wieder da zu sein. Seit er mit seiner Familie nach Hause zurückgekehrt war, hatte er Omar Jussuf zwar hin und wieder gesehen, aber dies war das erste Mal, dass sie alleine zusammensaßen und allein miteinander redeten.

«Das alte Haus ist noch genauso vollgestopft wie früher, voll von Kleiderständern mit Vaters Hochzeitskleidern. Die zum Verleihen im Wohnzimmer und die zum Verkauf in seinem Schlafzimmer, alle schön in Plastikfolien», erzählte George. «Aber jetzt werden sie von meinen antiken Büfets aus Syrien fast verdrängt und von den kunstvollen alten Spiegeln, die anscheinend keiner kaufen will.»

«Spiegel? Überrascht es dich, dass sich heutzutage keiner mehr in die Augen sehen kann?» Omar Jussuf beugte sich vor und stieß ein ersticktes, zynisches Lachen aus. «Jeden Tag versinkt die Stadt tiefer im Sumpf von Korruption und Gewalt, und niemand kann etwas dagegen tun. Die Stadt wird von einer beschissenen Horde ungebildeter Banditen beherrscht, vor denen sich inzwischen sogar die Polizei fürchtet.»

«Wissen Sie», sagte George ruhig, «ich habe oft über das nachgedacht, was die Märtyrerbrigaden anrichten. Sie kreuzen einfach hier oben auf und schießen über das Tal nach Gilo hinüber, und die Israelis schießen zurück, und dann dringen sie mit ihren Panzern hier ein. Mein Haus wurde mehrmals getroffen, als sie von meinem Dach aus

schossen und die Israelis dann auf uns gezielt haben. In meiner Küchenwand habe ich eine Patrone gefunden. Sie flog durchs Wohnzimmerfenster, durchschlug eine dicke hölzerne Tür, flog den Korridor entlang und machte ein großes Loch in meinen Kühlschrank.» Er senkte den Blick, und Omar Jussuf sah, wie sich sein Kiefer anspannte. «Ich werde das nicht noch einmal zulassen.»

«Sei vorsichtig, George.» Omar Jussuf legte die Hand auf George Sabas dicke Fingerknöchel. «Ich kann es mir leisten zu sagen, was ich von den Märtyrerbrigaden halte, weil ich einem großen Klan angehöre. Sie würden es nicht wagen, mir zu drohen, es sei denn, sie wären bereit, den Zorn von halb Dehaischa auf sich zu ziehen. Aber du, George, bist Christ. Du hast nicht den gleichen Schutz.»

«Vielleicht war ich zu lange fort von hier, um solche Dinge zu akzeptieren.» Er sah zu Omar Jussuf auf. In seinen blauen Augen funkelte plötzlich wilde Entschlossenheit. «Vielleicht kann ich einfach nicht vergessen, was Sie mir über ein Leben mit Prinzipien beigebracht haben.»

Omar Jussuf schwieg und trank seinen Kaffee aus.

«Wissen Sie, wer noch aus unserer alten Gruppe nach Bethlehem zurückgekehrt ist?» Man konnte George Saba deutlich das Bemühen anhören, wieder einen leichteren Ton anzuschlagen. «Elias Bischara.»

«Wirklich?» Omar Jussuf lächelte.

«Sie haben ihn noch nicht gesehen? Na ja, er ist auch erst seit einer Woche wieder da. Sicher wird er bei Ihnen zu Hause vorbeischauen, wenn er sich eingerichtet hat.»

Elias Bischara war jünger als George Saba und ebenfalls einer von Omar Jussufs Lieblingsschülern an der alten Schule gewesen. «Wollte er nicht im Vatikan seinen Doktor machen?», fragte Omar Jussuf.

«Ja, und seither hat er als apostolischer Sekretär eines Kardinals in Rom gelebt. Jetzt ist er wieder an der Geburtskirche. Ich weiß, dass Elias und ich uns mit unserer Heimkehr nur Ärger einhandeln, Abu Ramis. Vielleicht können Sie sich nicht vorstellen, wie es für uns war. Wir sind an diesem unglückseligen Ort aufgewachsen und haben uns verzweifelt gewünscht, in ein anderes Land auszuwandern, wo wir Geld verdienen und in Frieden leben könnten. Aber irgendwann kommt der Tag, an dem man vom Geschmack echten Hummus, vom Anblick der in gleißendes Sonnenlicht getauchten Hügel, vom Klang der Kirchenglocken und den Rufen der Muezzins träumt. Man vermisst das alles so sehr, dass man die Sehnsucht regelrecht schmecken kann. Dann kommt man zurück, ganz gleich, was man dafür aufgibt. Man kann einfach nichts dagegen machen.»

«Ich werde bei der nächsten Gelegenheit zur Kirche gehen und Elias begrüßen.»

«Nächsten Monat ist Weihnachten, und da wollte ich Sie einladen, mit uns zur Christmette zu gehen», sagte George. «Und dann müssen Sie und Umm Ramis zum Weihnachtsessen zu mir nach Hause kommen.»

«Das würde ich sehr gern und meine Frau auch.»

Die beiden Männer stritten sich darüber, wer die Rechnung begleichen sollte, beide warfen Geld auf den Tisch und nahmen die Scheine des anderen, um sie ihm wieder in die Hand zu drücken. In diesem Augenblick fielen die ersten Schüsse. Sie waren so nahe, dass sie laut und dumpf klangen, nicht wie entferntes Gewehrfeuer, das sich wie Peitschenknallen anhört.

George sah auf. «Diese Scheißkerle fangen schon wieder an!» Er stand auf und ließ sein Geld auf dem Tisch liegen. «Abu Ramis, ich muss los.»

Sie gingen zur Tür. Omar Jussuf sah eine Leuchtspurrakete über das Tal auf ein Haus an der Straße zufliegen. Die lauten, metallischen Gewehrsalven aus dem Dorf galten den Israelis in der Jerusalemer Vorstadt auf der anderen Seite des Wadis. Die Schüsse kamen vom Dach eines würfelförmigen, zweistöckigen Gebäudes, das nur etwa fünfzig Meter weit entfernt war. Ein dunkler Mitsubishi-Jeep stand auf der dem israelischen Feuer abgewandten Seite des Hauses. George Saba trat auf die Straße hinaus. «Allmächtiger, ich glaube, sie sind wieder auf meinem Dach.»

«George ...»

«Machen Sie sich keine Sorgen um mich. Verdrücken Sie sich von hier, bevor die Israelis kommen. Vor *denen* kann nicht einmal Ihr großer Klan Sie beschützen. Auf Wiedersehen, Abu Ramis.» George legte freundschaftlich die Hand auf Omar Jussufs Arm, dann eilte er tief gebückt im Schutz der Gartenmauern die Straße entlang.

Die Israelis gingen zu schwereren Geschützen über, und Omar Jussuf hielt sich die Ohren zu. Sie verschossen Leuchtspurmunitien, die trügerisch langsame, gestrichelte Linien durch die Dunkelheit zog, gleich einem Morsecode, der immerfort nur «Tod» buchstabiert. Die Wärme, die Omar Jussuf während des Abendessens verspürt hatte, war schlagartig verschwunden. Er konnte George Saba nicht mehr sehen und fragte sich, ob er ihm folgen sollte. Hinter ihm stand der Kellner nervös hinter der Tür und wartete ungeduldig darauf, das Restaurant schließen zu können. «Möchten Sie hereinkommen, Onkel?»

«Ich gehe nach Hause. Gute Nacht.»

«Gott schütze Sie.»

Omar Jussuf dachte, dass er sehr komisch aussehen

musste, wie er sich an der Mauer am Straßenrand entlangtastete und bei jedem Schritt mit den Schuhen auf den Straßenbelag tappte, um sich zu vergewissern, dass sein Fuß auf dem zerbrochenen Asphalt Halt finden würde. Angst und Zweifel überkamen ihn. Er spürte Bewegung in den Seitenstraßen, die er passierte, und die Schatten nahmen vorübergehend die Gestalt von Menschen und Tieren an, ganz so, wie ein verängstigtes Kind sie sieht, das im nächtlichen Dunkel eines Hauses nach der Toilette sucht. Er schwitzte, und wo der Schweiß sich in seinem Schnurrbart und auf seiner Glatze sammelte, fühlte der Nachtwind sich frostig an. *Was bist du doch für ein alter Narr, sagte er zu sich selbst, in deinen schönen Schuhen auf einem Schlachtfeld herumzustolpern. Manchmal könnte dir jemand ein Gewehr an den Kopf halten, und du kämst immer noch nicht zur Vernunft.*

Das Gewehrfeuer hinter ihm wurde immer heftiger. Er überlegte, was George Saba wohl tun würde, wenn er die bewaffneten Männer wieder auf seinem Dach vorfand, und er kam zu dem Schluss, dass man erst erkennt, was man wirklich liebt, wenn ein Gewehr auf das eigene Herz gerichtet ist.